Breslauer Beobachter.

№ 58. **Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.** 1847.

Sonntag, den 11. April.

Dreizehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Seltsame Entdeckung eines Mordes.

(Fortsetzung.)

Nun ging ich aufs Landräthl. Amt, und verlangte einen Reisepaß, dieser war aber nicht so leicht zu erhalten, wie ich mir vorgestellt hatte. Ich sollte ein Attestat von meinen Ortsgerichten zeigen, ob ich auch mit meiner elterlichen Bewilligung auf die Wanderschaft ging. — Abermals eine neue Verlegenheit. Doch aus dieser zog ich mich leichter. Ohne mich lange zu besinnen, ging ich nach meiner Heimath, aber nicht zu meinen Eltern, denn davon hielt mich Furcht und Scham ab. Ich ging sogleich zu meinem Schullehrer, der zugleich Gerichtsschreiber war. Hier hielt es nicht schwer, eine Bescheinigung zu erhalten; denn da mich der Schullehrer kannte, und ich ihm meinen Wunsch vortrug, so glaubte er auch, daß meine Eltern davon wußten. Als ich die Bescheinigung hatte, ging ich sogleich wieder nach dem Amte. Aber auf der Straße nach Haynau hatte ich eine harte Prüfung zu bestehen. Meine Eltern waren nämlich in der Stadt zu Markte, und als sie auf dem Heimwege begriffen waren, so wären sie, wenn ich es nicht noch grade bemerkt hätte, mir begegnet. Ich verband daher geschwinde mein Gesicht und wandte es abwärts, und so fuhren sie an mir vorüber, ohne daß sie mich erkannten. Mein Herz klopfte gewaltig, als sie an mir vorüberfuhren, und mich betrachteten. Und noch lange nachher, als ich sie aus den Augen verloren hatte, befiel mich eine recht wehmüthige Stimmung. Ich gedachte nun, daß sie auf jeden Fall meinen leichtsinnigen Lebenswandel erfahren, und daß es sie gewiß sehr kränken würde. Bei diesen Betrachtungen war ich mehrmals im Begriff, mich meinen Eltern zu entdecken, und sie um Verzeihung zu bitten. Aber eine falsche Scham hielt mich davon zurück. Ich ging also auf das Amt, um mir nun einen Paß geben zu lassen, und in die Fremde zu gehen. Jetzt erhielt ich den Paß leicht, und so begab ich mich denn auf die Wanderschaft. Mehrere Wochen hatte ich schon das Gebirge durchstreift, ohne einen Reisegefährten zu haben; als ich eines Tages in Hirschberg auf der Herberge einen Schmiedegesellen antraf, der mit mir denselben Reiseplan hatte. Wir wanderten also des andern Tages zusammen. Dieser Mensch war ein guter und strengrechtlicher Mensch. Als ich ihn eines Tages mein bisheriges leichtsinniges Leben erzählte, machte er mir ernste Vorwürfe und ermahnte mich nun davon abzustehen, indem er mir vorstellte, daß bei weiterem Fortfahren in dieser Lebensart ich durchaus immer mehr verdorben würde und zuletzt keinen Ausweg mehr finden könnte. Ich gelobte auch besser zu werden und hielt auch lange Zeit Wort. Denn so lange ich mit ihm zusammen war, durfte ich mich durchaus nicht ins Spiel einlassen; auch sonst nichts leichtsinniges ausüben. Sonntags gingen wir zusammen in die Kirche, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Wenn ich denn aufmerksam zuhörte, und mich manches Wort aus der Predigt ergriff und zugleich erschütterte, gelobte ichs mir aufs neue, auf dem Wege der Tugend fort zu wandeln. Eines Abends waren wir in einem Dorfe, nahe an der Schneekoppe eingekehrt, um hier unser Nachtlager aufzuschlagen. Des andern Morgens, als mein Reisekollege bei dem Schmiedemeister das Geschenk holte, traf er hier seinen Vater, von dem er lange nichts gehört, bei dem Schmiedemeister in Arbeit.

Nun mußte ich allein weiter reisen, denn der Vater wollte seinen Sohn nicht von sich lassen. Mit aufrichtigem Danke schied ich von ihm, denn er war mir theuer geworden, er hatte mich, so lange wir bei einander waren, vom Spiel abgehalten, und mir viele gute Grundsätze beigebracht. Auch er schied mit Rührung von mir, und ermahnte mich auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, damit, wenn wir uns einmal wieder treffen sollten, er sich meiner freuen könnte. — Ich reiste traurig ab, und konnte mehrere Tage meine heitere Stimmung nicht wiedergewinnen. So hatte ich mehrere Wochen die Berge und Thäler durchreist und bedeutende Städte und Dörfer besucht, als ich auch die Festung Silberberg besuchte. Hier bekam ich bei einem Meister Arbeit. Mir gefiel es recht wohl bei dem Meister, wo ich arbeitete. Auch betrug ich mich, so daß meine Meistersleute keine Klage über mich hatten. Denn ich war die wenigen Wochen, die ich mit dem Schmiedegesellen zusammen gewesen war, zum Nachdenken gekommen, und sahe recht wohl ein, wie unrecht ich bisher gehandelt hatte. Auch kam mir der Betrug nicht aus dem Sinn, den ich dem Seifensieder in Goldberg gespielt hatte. Ich war im Ernst darauf bedacht, ihm sein Geld wieder zuzustellen. Nur konnte ich jetzt dazu nicht kommen, denn ich war bedacht, mir vorerst wieder Kleider anzuschaffen. — Ein halbes Jahr hatte ich hier gearbeitet, als ich eines Tages mit meinem Meister zu Streite kam; und da ich glaubte Recht zu haben, so gab ich nicht nach, daß wir uns so erzürnten, daß ich den Abschied verlangte, den ich sogleich erhielt. Nun war ich also wieder mein eigener Herr. Aber es reuete mich gar bald, denn es war jetzt Winter, ein dichter Schnee gefallen, und eine furchtbare Kälte hatte sich eingestellt. Aber was half es; ich war einmal aus Arbeit und mußte darauf bedacht sein, mich wieder um Arbeit zu bekümmern. Ich reiste also von Silberberg ab, und wanderte über verschiedene Oerter nach Breslau. Als ich hier ankam, hörte ich, daß Arbeit hier sei; nur wollten die Gesellen, die bei dem Meister gearbeitet hatten, bei dem jetzt Arbeit war, mir abrathen, zu ihm zu gehen, denn, sagten sie, ich würde nicht lange bei ihm bleiben. Es wäre ein harter Mann, und hätte beständig Zank mit den Gesellen. — Allein ich achtete nicht darauf, ich ging des andern Tages sogleich in Arbeit zu dem Meister. Ich erfuhr aber bald, daß die Gesellen, die mich gewarnt hatten, nicht Unrecht hatten, als sie mir abgerathen hatten, nicht bei ihm Arbeit zu nehmen. Jedoch es war Winter, ich hatte keine Lust, im Winter zn wandern. Ich blieb also und ließ mir vieles gefallen. Es wäre für mich besser gewesen, wenn ich hier keine Arbeit genommen hätte, denn bei den vielen Gelegenheiten und Anreitzungen zum Spiel, die ich hier in der großen Stadt hatte, erwachte diese verderblicht Leidenschaft in mir wieder. Wenn ich sahe, wie mancher so viel gewann, so konnte ich es nicht unterlassen, ebenfalls mein Glück zu versuchen. Und wenn ich dann etliche Thaler gewonnen hatte, so trieb ichs nur desto höher. Aber nicht immer gewann ich, ich hatte auch verhältnißmäßig bedeutende Verluste. So war ich denn wieder auf den alten Weg zurückgetreten; alle meine gefaßten guten Entschließungen waren dahin. Wenn ich auch bisweilen auf mehrere Tage dem Spiel entsagt hatte, so hatte ich doch nicht Kraft genug, den Lockungen meiner Kameraden zu wiederstehen, die mich immer wieder an den Spieltisch zogen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß mein Meister die Veränderung, die in mir vorgegangen war, bemerkte. Denn wo ich sonst zu Hause geblieben war, wenn ich nichts zu thun hatte, ging ich jetzt an den Spieltisch. Wir kamen darüber zu Streite und da es mir schon längst nicht mehr bei ihm gefiel, nahm ich Abschied. Ich hatte nicht viel Geld da ich aus Arbeit ging, denn das Spiel hatte mich die letzte Zeit, die ich hier arbeitete, sehr ruinirt. Ich wanderte von Breslau ab, und kam über Trebnitz, Auras, Neumarkt nach Steffansdorff in Arbeit. Der Meister, bei dem ich in Arbeit kam, war Gastwirth und Roßhändler zugleich. Er übergab mir daher das Geschäft als Fleischer ganz allein. — Ich hätte mich hier sehr gut gestanden, wenn ich nur dem Spiel hätte entsagen können. Denn wenn ich bedeutende Verluste gehabt hatte, so daß mein eigenes Geld nicht auslangte, griff ich zu dem mir anvertrauten Landgelde*). Wenn es mir nun bei der Rechnung fehlte, wurde es mir von meinem Lohne abgezogen. Und so gerieth ich immermehr in Verlegenheit, bis ich in Gefahr war, keinen Ausweg mehr zu finden. Denn ich hatte schon bedeutende Schulden bei meinem Meister. Dieser, als er sahe, daß ich das Spiel nicht ließ, wurde unzufrieden mit mir, und entließ mich aus seiner Arbeit. Die Schulden, die ich bei ihm hatte, erließ er mir die Hälfte, und den Rest bezahlte ich von dem übrigen Gelde, das ich noch hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies sind Gelder, die zum Vieheinkauf auf dem Lande bestimmt sind.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Spät kam er eines Abends in dem Dörfchen, wo sein Vater wohnte, an, und freuete sich unbeschreiblich auf die Ueberraschung des Wiedersehens, denn er hatte nicht geschrieben, an welchem Tage er eintreffen würde.

Aber die Thür des kleinen Hauses war fest zu. Vergebens klopfte er, Niemand öffnete. Nach langem, vergeblichem Pochen erkundigte er sich endlich bei einem Nachbar nach seinem Vater. Wer aber schildert seinen tödtlichen Schreck, als er vernahm, daß dieser vor drei Tagen, früh Morgens, von der Polizei in einem Schlitten abgeholt, und nicht wiedergekommen sei. Herrmann hatte nichts eiligeres zu thun, als zurück nach Riga zu kehren und sich dort um nähere Nachricht an die Polizeibehörde zu wenden.

Adolph hatte in einer seiner Schriften den Fürsten Potemkin, den Günstling der Kaiserin Catharina II., angegriffen, und war zur Strafe nach Sibirien verbannt worden.

Mit namenlosem Schmerze kehrte der in seiner schönsten Hoffnung getäuschte Jüngling in das Dörfchen zurück, öffnete gewaltsam die Thür des kleinen Hauses, und überlegte, was er thun könne. Es wäre vergebens gewesen, sich der strengen Monarchin, von der kein anderer Entschluß zu hoffen war, zu Füßen zu werfen. Er beschloß daher, dem Vater in die Verbannung zu folgen und jedes Loos mit ihm zu theilen. Zu diesem Zweck verkaufte er das kleine Haus mit allem, was darin war, um so viel wie möglich baares Geld zusammenzubringen.

Acht Tagereisen hatte Herrmann bereits zu Fuße zurückgelegt, als er eines Abends über die schneebedeckte Gegend einem Dorfe zueilte, und ein heftiger Sturm sich erhob. Ehe er das Dorf erreichte, zeigte sich ihm ein großes, freundliches Landhaus. Ihm war es, als ob ihm hier Schutz gegen das Unwetter und gastliche Aufnahme werden würde. Er eilte also darauf zu und pochte getrosten Muthes an. Ein alter Diener öffnete und führte ihn auf seine bescheidene Bitte zu der Herrschaft.

Herrmann trat in ein trauliches, hübsch dekorirtes Zimmer, dessen milde Wärme ihn behaglich umfing. Vor den grünen seidenen Vorhängen der Fenster standen eine Menge Blumentöpfe, deren Blüthenduft ihm wie Frühlingshauch entgegenwehte. An einem runden Mahagoni-Tischchen, auf dem zwei brennende Wachskerzen standen, saß eine einfach gekleidete Frau. Ihre Schönheit, obgleich sie schon über das weibliche Blüthenalter hinaus war, fesselte das Auge des Eintretenden. Trauernd stützte sie das Haupt, von einem weißen Schleier umflossen, in die Hand. Die sanfte Schwermuth, Resignation und Milde, die aus ihren Zügen sprachen, machten sie fast einem überirdischen Wesen ähnlich und flößten eben so viel Ehrfurcht als Vertrauen ein. Ihr zur Seite saß mit einer Harfe ein junges Mädchen und bemühte sich, jene durch die harmonischen Klänge, die sie mit ihren niedlichen Händen den Saiten entlockte, zu erheitern. Als jedoch Herrmann herein trat, erhob sie sich, um ihm entgegen zu gehen. Ein braunes Hauskleid schmiegte sich eng um die schlanke Taille, hellblaue Halbstiefeln umflossen den zierlichen Fuß, und lange blonde Haarflechten fielen auf den Nacken herab. Mit Wohlgefallen hing sein Blick an der lieblichen Gestalt, die ihn freundlich willkommen hieß, indem sie ihre Worte durch einen seelenvollen Blick ihrer großen lebhaften Augen bestätigte. Herrmann entschuldigte sich höflich, gestört zu haben, bat dann bescheiden, ihm für die Nacht Obdach und Schutz gegen das Unwetter, das indessen immer heftiger draußen wüthete, zu gewähren. — Gern wurde ihm die Bitte zugesagt und die Jungfrau führte ihn näher an den Tisch.

„Verzeihen Sie, edle Frau! ist Ihnen nicht wohl!" fragte Herrmann, als die ältere Dame regungslos sitzen blieb. Da wandte sie das Haupt nach ihm um, er schaute ihr aufmerksam in das schöne, bleiche Gesicht, und — „Gott, sie ist blind!" rief er wehmüthig aus.

„Ja, lange schon ist meine gute Mutter des Lichts beraubt," sprach weinend das Mädchen, die Leidende liebkosend, die mit ihren Händen der Tochter Augen suchte, um ihre Thränen sanft abzutrocknen.

Herrmann nahm eine Kerze, leuchtete ihr in's Gesicht und sagte, nachdem er sie einige Minuten betrachtet hatte: „Aber jetzt nicht lange mehr! denn eher will ich sie nicht verlassen, bis die Nacht, die Sie umgiebt, verschwindet."

Hoffnungsvoll schaute die Tochter zu ihm hinauf, und leise fragte die Mutter: „Wer sind Sie, edler Fremdling, und wie soll ich Ihre Worte verstehen?"

„Ich bin Arzt," fuhr er fort; „Morgen werde ich die Operation mit Ihnen vornehmen. Der Allgütige wird meine Hand segnend führen, daß auch Sie bald wieder, preisend seine Vaterhuld, der Sonne Licht, den Glanz der Sterne schauen mögen."

„Amen!" lispelte das fromme Mädchen und hatte während seiner Rede die Hände unwillkührlich wie zum Gebet gefaltet.

„Dank Ihnen!" sprach tief gerührt die Mutter: „daß Sie in das Dunkel meiner Brust den milden Strahl der Hoffnung senken. So wird mir noch das Entzücken, Dich, mein geliebtes Kind, und Sie, edler junger Mann, zu sehen."

Alle überließen sich der freudigen Hoffnung. Lange saßen sie traulich schwazzend bei der Abendtafel, bis der zwölfte Schlag der Hausuhr zur Ruhe mahnte, die jeder auf seinem Lager unter süßen Träumereien fand.

Gestärkt erwachte Herrmann am andern Morgen. Die Wintersonne strahlte freundlich durch die blanken Fenster des traulichen Zimmers, das man ihm angewiesen hatte. Der alte Diener, der ihn gestern hereingeführt, kam, zu fragen, ob er allein auf seinem Zimmer, oder mit seiner Herrschaft frühstücken wolle.

Herrmann zog das Letztere vor. Er beobachtete dabei seine Patientin; als er bemerkte, daß sie völlig ruhig war, holte er seine Instrumente herbei. Sie wünschte, daß ihre Tochter im Zimmer bleiben möchte. Diese erfüllte ihren Wunsch, stellte sich jedoch in das andere Ende des Zimmers, um der Operation nicht zusehen zu müssen. Herrmann hielt mit der einen Hand das Haupt der Blinden fest und führte mit der andern sicher und glücklich den Stahl. Ein freudiger Schrei entflog ihr, als der Strahl des Lichts ihren Blick durchdrang; aber schnell, eh' sie einen Gegenstand erblicken konnte, hatte Herrmann das operirte Auge verbunden.

(Beschluß folgt.)

Beobachtungen.

Einige Bemerkungen über die Klassen- und die Mahl- und Schlachtsteuer.

Nach den letzten Berichten, soll höheren Orts, bei dem bevorstehenden vereinigten Landtage die Aufhebung der Mahl und Schlachtsteuer projektirt und die Klassensteuer allgemein eingeführt werden. Ueber das Verhältniß beider Steuern zu einander bringt die Elberfelder Zeitung einen Artikel, den wir hier im Auszuge mittheilen.

Die Klassen- und die Mahl- und Schlachtsteuer, welche beide 1820 eingeführt wurden, diese für 132 größere Städte, jene für die kleineren Städte und das platte Land, haben sich in ihren Wirkungen sehr verschieden gezeigt. Die eine trifft jedes Mitglied der Familie, die andere nur 16 bis 60jährige, und nicht die Armen mit, so daß überhaupt ein Sechstel Bewohner von der Klassensteuer befreit bleibt. Die Klassensteuer ist ferner bei ihrer Einführung von 20 Sgr. auf ungefähr 16 Sgr. für den Kopf herabgegangen, weil sie öfter herabgesetzt und gemildert werden mußte. Dagegen beträgt bei der Mahl- und Schlachtsteuer der jährliche Durchschnittssatz für den Kopf reichlich 1 Thlr. 18 Sgr., was durchschnittlich für die Haushaltung 8 Thlr. beträgt. Man kann demnach annehmen, daß die Belastung der Eiwohner mahl- und schlachtsteuerpflichtiger Städte ungefähr eine dreifach größere ist, als die der klassensteuerpflichtigen Einwohner; ein Unterschied, welcher hauptsächlich von den weniger umfang- und erwerbreichen Städten empfunden wird. Was in den verzehrungssteuerpflichtigen Städten für die Fremden anzurechnen ist, erreicht höchstens ein Zehntel der Gesammtsumme. Einen deutlichen Beleg hiezu bietet die Stadt Aachen, welche nach Hansemanns Berechnung in 25 Jahren 1 Million Thlr. mehr an Mahl- und Schlachtsteuer bezahlt hat, als sie nach dem Maaßstabe von Crefeld, Elberfeld und Barmen an Klassensteuer würde bezahlt haben; dafür ist aber auch Bevölkerung und Wohlstand in letzteren drei Städten viel höher gestiegen als in Aachen. Außerdem ist bei der Vergleichung zwischen den Mahl- und Schlachtsteuer- und den Klassensteuerpflichtigen nicht zu übersehen, daß jene dreimal so viel Gewerbesteuer (etwas über 16 Sgr. für den Kopf) zahlen als diese, daß sie gleichfalls einen beträchtlichen Theil der Grundsteuer aufbringen und endlich zu städtischen Zwecken Abgaben erheben, sei es Einkommensteuer, oder Haus- und Mieths- Steuer, wie in Berlin, oder andere.

Daß die Mahl- und Schlachtsteuer, welche vom Centner Roggen 5 Sgr., vom Centner Weizen 25 Sgr., vom Centner Fleisch 1 Thlr. beträgt, wozu noch der bis 50 p. Ct. steigende Kommunal-Zuschlag kommt, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse erheblich vertheuert, ist trotz gegentheiliger Versicherungen einleuchtend; sie bildet ein Hinderniß für die Zunahme des Wohlstandes und ein Förderniß der Verarmung. Sie ist häufig der Beweggrund, daß Gewerbe und Fabrikation aufs Land verlegt werden, und benachtheiligt auch dadurch den Wohlstand der Städte. Ihr wichtigster Uebelstand und der Hauptgrund für ihre Beseitigung ist, daß sie für die unbemittelten Klassen unverhältnißmäßig beschwerender ist als für die wohlhabenden. Der Beitrag der ärmeren Familien, welche wenig verzehren, ist dennoch sehr viel stärker, als der der reichen. Diese Ungleichheit ist nicht allein in den bedürftigen, sondern auch in den mittleren Klassen, und hier am meisten in dem zahlreichen kleinen Gewerbestande, fühlbar. Man kann mit Sicherheit berechnen, daß das Einkommen des Handarbeiters und kleinen Gewerbmannes von 1 — 300 Thlr., in Folge der Verzehrungssteuer 5 pCt. abgiebt, während das große Einkommen weniger, das größte nur $1\frac{1}{2}$ und 1 pCt. steuert. Die angebliche Ueberwälzung der Verzehrungssteuer findet theils gar nicht, theils unzureichend statt; der Arbeitslohn richtet sich so wenig nach der Steuer, eben so wenig als nach der Steigerung der Preise. — Was endlich allen Zöllen und Preisen gemeinsam ist, trifft auch die Mahl- und Schlachtsteuer; daß sie nämlich den freien Verkehr zwischen Stadt und Land einengt, lästige Kontrolle-Maßregeln nöthig macht und zu dem Schmuggelwesen mit allen seinen sittlichen Nachtheilen Gelegenheit giebt.

Gab es irgend keine Zeit, in welcher die Mahl- und Schlachtsteuer, so wie alle auf gewöhnlichen Lebensmitteln lastenden Abgaben in ihrer vollen Schädlichkeit erkannt wurden, so ist es gewiß die Zeit der jetzigen Theuerungsnoth. Das allgemein herrschende Urtheil über diese Steuer wird auch von der Regierung in so weit getheilt, daß sie auf betreffende Anträge der Städte eingeht, obschon sie die Beseitigung der Steuer durch eigene Verordnung abgelehnt hat. In den neueren Landtagsabschieden ist erklärt worden: „es bleibt weiterer Erwägung vorbehalten, inwieweit es thunlich sein wird, eine solche Ermäßigung der Mahl- und Schlachtsteuer-Sätze, welche vorzüglich der ärmeren Klasse zu Gute gehen würde, eintreten zu lassen und zugleich den Uebergang der Mahl- und Schlachtsteuerpflichtigen Städte zur Klassensteuer zu erleichtern." Die meisten Provin-

zial-Landtage hatten 1845 Anträge auf Ermäßigung oder vielmehr Umwandlung der Mahl- und Schlachtsteuer in eine Klassensteuer gestellt; es vereinigten sich darin die Provinzen Preußen, Posen, Westphalen, Brandenburg, Sachsen. Die Rheinprovinz faßte ihren Antrag weiter: auf Erwägung einer Revision der Steuergesetzgebung, zur gleichmäßigen Vertheilung der Steuern, besonders Erleichterung der Steuerlasten der unteren Volksklassen.

Die in der Mahl- und Schlachtsteuer liegende Ungleichheit des Beitragens zu den öffentlichen Bedürfnissen ist eine sich täglich und stündlich wiederholende. Bei der Frage nach dem Ersatze jener Steuer wird gewöhnlich an die Klassensteuer gedacht; allein, obwohl sie unvergleichlich mehr als jene nach der Tragfähigkeit abgemessen ist, läßt ihre Abstufung nach unten und oben doch Vieles zu wünschen übrig, und deßhalb wird der zweckmäßigste und einträglichste Ersatz immer in einer vereinigten Vermögens- und Einkommensteuer zu finden sein, welche sich dem richtigen Besteuerungs-Verhältnisse am meisten annähert.

Die Tänzer auf der Straße.

(Pariser Gerichtsscene.)

Ein Künstler, zu den bescheidensten seiner Gattung gehörend, und nur im Besitz eines einzigen Stradivarius von 12 Franken Werth, mit welchem er indeß jeden Sonntag und Montag die schönsten Pariserinnen und deren empfindsame Anbeter, gegen die Kleinigkeit von 2 Sous für den Tanz sich drehen ließ, einer dieser Virtuosen, Namens Gottfried Levolier, trägt vor Gericht die einzelnen Umstände eines Ueberfalls vor, dessen Opfer er geworden, nachdem er sich schon eine halbe Nacht abgemüht hatte, seiner Violine die schreiendsten Töne zu entlocken. — Der Angeklagten waren drei, zwei Studenten und ihre Carabine oder Freundin. Von dem Präsident befragt, antwortete der Virtuos:

Was mich und meine Person betrifft, so beklage ich mich über nichts. Einige Genickschläge, einige Ribbenstöße, einige Fußtritte hinten und vorn, so etwas muß man sich schon gefallen lassen, und ein Mann wie ich, hat sich daran schon gewöhnt; aber meine zerschlagene Violine schreit um Rache. Eigentlich müßte ich sagen, der abgeschiedene Geist meiner Violine, denn diese existirt nicht mehr. Die wilden Kanibalen haben meinen armen Broderwerb verschlungen.

Präsident. Laßt diese Umschreibungen und kommt zur Sache.

Kläger. Es war also nach Mitternacht. Meine Violine hat ihre Schuldigkeit gethan und ich sagte zu mir, wie jener römische Pabst: Auch dieser Tag ist nicht verloren gegangen. Ich hatte auf dem Ball der „andalusischen Heuschrecke" gespielt, wo ich seit zehn Jahren als erste Violine auf das rühmlichste bekannt bin. Darauf komme ich in die Weststraße, wo ich mich von drei Kerls angepackt sehe, wovon Einer eine Madame war, die zu mir sagt: „Sogleich wirst Du uns Deine besten Tänze vorspielen, oder wir wollen Dir Beine machen, geschwindt! fange sogleich die neuesten Quadrillen von Musard an." — Was konnte ich gegen die Uebermacht ausrichten, ich fügte mich ihr, stieg auf einen Straßenstein und fing aus Leibeskräften zu geigen an, wobei ich ihnen die Touren zuschrie. Das ging eine Weile recht gut, bis auf einmal einer der Kerle, nämlich die Madame, mir zuschrie, daß er die Chanterelle nicht höre. Darüber geriethen sie alle in Zorn. „Du willst uns also um die Chanterelle betrügen!" schrieen sie. Ich frage Sie, was mir das geholfen hätte? Mir konnte es ganz gleich sein, ob die Chanterelle recht hervorsprang oder nicht. Ich erwidere also, daß man im Irrthum sei; allein derselbe Kerl, der mir zuerst den Vorwurf gemacht, sprang zu mir, erhob sein Bein, und obgleich er eine Madame war, erreichte er mich doch so gut an den Waden, daß er mich mit einem Fußtritt von dem Steine stieß. „Ha, Schurke, Du spielst falsch!" „siehst Du nicht, vor wem Du die Ehre hast zu spielen? Nimm Dich zusammen, oder wir werden Dir beweisen, wer wir sind!" schrieen die andern Tänzer zu, wobei ich einen Hagel von Püffen, Ohrfeigen, Fußtritten und ähnlichen Liebkosungen aushalten mußte. Herr Präsident ich muß Ihnen gestehen, daß ich bei diesem unhöflichen Benehmen etwas von meinem Gleichmuthe verlor und zu ihnen sagte, ihre Aufführung sei nicht die von Gauklern und Luftspringern. Kaum hatte ich diese unglücklichen Worte gesagt, als der Kleinste, Namens Foignet, auf mich einsprang, seinen Stock erhob, und mir damit einen Hieb über den Kopf versetzte. Da ich mich nicht wollte tödten lassen, parirte ich in der Eile mit meiner Geige den fürchterlichen Schlag, und mit einem schmerzlichen Krach brach sie in zehn Stücke. — Das brachte mich aus aller Fassung und ich schrie nun Zeter, Feuer, Mordio. — Eine Patrouille bog um die Straßenecke. Die Herrn Tänzer machten sich nun auf die Strümpfe, aber die tapfern Soldaten eilten ihnen nach, fingen die Flüchtigen ein, und die ganze saubere Compagnie, die meine unglückliche Violine massakrirt hatte, wurde nun selbst in eine solche gesteckt*).

Präsident. Erkennt Ihr die drei Angeklagten als Diejenigen, welche Euch auf der Straße angehalten haben?

Kläger. Am Accent und an Physique, ausgenommen die junge Dame, die sich heute so schön herausgeputzt hat, und die damals in Mannskleidern steckt und eine ganz entschiedene Branntweinstimme hatte.

Präsident (zu den Verklagten). Lecourt, was habt Ihr auf die Aussagen des Klägers zu erwidern?

Lecourt. Es war nichts, als Spaß, purer unschuldiger Spaß.

Foignet. Den der Crincrin nicht hätte so übel nehmen sollen.

Lecourt. Ein Späßchen, wie man sich's unter Freunden erlaubt, wenn man ein wenig sirotirt hat.

Julie Langlade. Erlaubt, nicht mir; ich hatte nur fünf Gläser Cassis und etwa ein halb Dutzend Gläser Sirblanc genossen.

Präsident. Euer Betragen läßt sich durchaus nicht entschuldigen. Ihr zwingt den armen Mann zu geigen, und da er Euern Willen thut, mißhandelt Ihr ihn und zerschlagt ihm sein Instrument.

Julie Langlade. Er spielte nur auf drei Seiten und zwar exprès, um mich zu reizen, weil ich ihm gesagt, daß das mir die Nerven angreife.

Präsident. Ihr habt seine persönliche Freiheit schon dadurch gefährdet, daß ihr ihn gezwungen, wieder Willen zu spielen.

Julie Langlade. Um jeden sein Recht zu geben, muß ich sagen, das mir die Lust ankam, zu tanzen, weshalb ich zu Lecourt, der mein Liebhaber ist, sagte: Was meinst Du, jetzt, wo keine Polizei da ist, wenn wir uns vergnügten und ein Stückchen Cancan mit einander tanzten? — „Ca va," sagte er, und wir nöthigten den Geiger, uns aufzuspielen. Hätte er nicht falsch gestrichen, so würden wir ihm vielleicht unsere Erkenntlichkeit durch einige Sous zu erkennen gegeben haben. Aber da er uns zum Aerger nur auf drei Seiten spielte, bekam er etwas anderes, was ihm freilich nicht so gut geschmeckt haben wird.

Das Gericht verurtheilte die Verklagten zu drei monatlicher Einsperrung, 16 Franken Strafe und 100 Franken Schadenersatz gegen Levolier.

*) Die gewöhnliche Arreststube wird in den französischen Wachthäusern le violon, die Violine genannt.

Das wüste Schloß.

Im alten Wendenlande,
Versteckt in dunklem Hain,
Von Kieferwald und Sande
Ringsum geschlossen ein.

Da steht in stillem Trauern
Ein altes Grafenschloß;
Es zeigt nur leere Mauern
Der stattliche Koloß! —

Es mahnt in stummer Klage
An früh're Herrlichkeit,
An reiche Prunkgelage
Der längst entfloh'nen Zeit! —

Durch öde Fensterhöhlen
Pfeift hohl und schaurig, Hu,
Der Wind, als wollt's erzählen
Was einst hier trug sich zu. —

In wildem Kriegestoben,
Da kam in finstrer Nacht
Ein Reiterschwarm gestoben;
Der hat's gar arg gemacht!

Flugs stand an allen Ecken
Das Schloß in Flammen hoch;
Ein Schleier soll bedecken
Die That, bis heute noch!

Wer jene Geister waren,
Und wer sie hergesandt;
Nicht hat man's je erfahren,
Es wurde nie bekannt! —

Doch heißt's in Volksmunde,
Daß tückischer Verrath
Des Grafen*), jene Stunde
Herbeigeführet hat! —

So steht bis heut'gen Tages,
Das Schloß noch wüst und leer,
Ich sah es selbst, und sag' es
Halt nach der alten Mähr! —

Ed. v. D.

*) Graf B. auf P.

Lokales.

(Löblich und nicht löblich.) Der alte Gabeljürge auf dem Neumarkte soll eine freundliche Umgebung von Bäumen erhalten, und das findet Jedermann nur löblich. Durchaus aber nicht löblich ist, daß die für die Wurzeln dieser Bäume bestimmten tiefen Löcher Abends weder verdeckt, noch durch eine Warnungslaterne kenntlich gemacht werden, so daß, wenn Mondschein im Kalender steht, und also unsere Straßenlaternen nicht brennen, der den Platz quer Ueberschreitende hereinzufallen und Arm und Bein zu zerschlagen riskirt. Bei Gelegenheit des neulichen Feuers hatten in der That mehrere der Brandstätte zueilende Menschen das Schicksal, in diese Wolfsgruben zu fallen, und sich mehr oder minder Schaden zuzufügen.

(Stoltaxe-Angelegenheit.) Vor Kurzem sollte hier in Breslau die Wittwe eines Superintendenten beerdigt werden. Da die Beerdigung nach dem Wunsche der Verstorbenen auf dem Kirchhofe der reformirten Gemeinde stattfinden sollte, so mußte deshalb von der Elisabetkirche, in deren Bezirk die Verstorbene gewohnt hatte, ein Dimissoriale eingeholt werden. Dieses Dimissorial wurde zwar gegeben, kostete jedoch 26 Rthlr., geschrieben sechs und zwanzig Thaler und einige Silbergroschen! — Mußte dasselbe, da die Verstorbene als Superintendenten-Wittwe eximirt war, nicht unentgeltlich verabfolgt werden?

(Schles. Chronik.)

Ueberſicht der am 11. April 1847 predigenden Herren Geiſtlichen.

Evangeliſche Kirchen.

St. Eliſabeth. Frühpr.: Cand. Bauer, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Diac. Pietſch, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Sen. Girth, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Diac. Schmeidler, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Berndt, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ullrich, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Sen. Krauſe, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspred.: Propſt Heinrich, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Diac. Dietrich, $1\frac{1}{2}$ U.
Hofkirche. Amtspr.: Paſtor Gillet. 9 U.
Nachmittagspr.: Ein Candidat, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: G. S. Zacharias, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Hillebrandt, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Cand. Weckwarth, $9\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. Civ.-Gem.: Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagpr.: Pred. Knüttell, $12\frac{1}{2}$ U.
Krankenhoſpital. Amtspr.: Pred. Dondorff, 9 U.
St. Chriſtophori. Vormittagspr.: Paſt. Stäubler, 8 U.
Nachmittagspr.: Paſt. Stäubler. (Betracht.) $1\frac{1}{2}$ U.
St. Trinitatis. Pred. Ritter, $8\frac{1}{2}$ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, $7\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Pred. Kiepert, $12\frac{1}{2}$ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel, 9 U. (Kirchl. W.)

Katholiſche Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förſter.
St. Maria. (Sandkirche). Amtspr.: Pfarrer Jander.
Nachmittagspr.: Capl. Lorinſer.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Capl. Renelt.
Amtspr.: Pfarrer Jammer.
St. Adalbert. Amtspr.: Cur. Kammhoff.
Nachmittagspr.: Pfarrer Lichthorn.
St. Matthias. Frühpr.: Pfarrer Hoffmann.
Amtspr.: Cur. Kauſch.
St. Corpus Chriſti. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peſchke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Chriſtkatholiſcher Gottesdienſt.

St. Bernhardin. Amtspr.: Pred. Hofferichter, 11 U.
Im Armenhauſe. Nachmittagspr.: Cand. Schmidt, 3 Uhr.

Allgemeiner Anzeiger.

Inſertionsgebühren für die geſpaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfennige.

Maſchinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsſtraße Nr. 6.